

Die vermeintliche Legitimationskrise der Germanistik und die Unverzichtbarkeit der Literatur(-wissenschaft)

Von Michael Dallapiazza, Prato/Bologna

Kontroversen über das eigene Fach haben schon immer alle geisteswissenschaftlichen Disziplinen in ihrer Geschichte begleitet und letztlich bereichert, nicht nur die Germanistik. Aufmerksamkeit über das Fach hinaus erlangen aber nur solcherart Kritiken, die es gar nicht auf Konstruktivität abgesehen haben, sondern auf Verhöhnung oder Vernichtung aus sind und dabei auf wohlfeile Vorurteile innerhalb einer breiteren Öffentlichkeit spekulieren, an der, das kann nicht gänzlich bestritten werden, das Fach und ihre Vertreter nicht völlig unschuldig sind. Eine wichtige Ausnahme waren die Reaktionen auf den Germanistentag in München 1966, der unter dem damals ungeheuerlichen Titel „Germanistik und Nationalismus“ stattfand – ungeheuerlich, da die nationalsozialistische Vergangenheit nicht nur der Germanistik noch immer für viele ein Tabu war, aber auch, da spätestens nach dem Beginn der Auschwitzprozesse, die Fritz Bauer unter unsäglichen Mühen 1963 ins Werk setzen konnte, die Tabus langsam, sehr langsam gebrochen wurden. Mit diesem Germanistentag begann die moderne Germanistik, und die Aufarbeitung aus dem Fach selbst heraus fand großen Widerhall und Interesse in der Öffentlichkeit. An diesen Moment muss immer erinnert werden, wenn in Zyklen Angriffe von außerhalb gestartet werden.

Der selbst für *Spiegel*-Verhältnisse unbegreiflich oberflächliche Angriff von Martin Doerry vom 4. Februar 2017 auf den literaturwissenschaftlichen Teil unseres Fachs, und von diesem soll im folgenden die Rede sein, wäre im Grunde keiner Replik wert gewesen. Denn selbst als gezielte Provokation hätte er sich aufgrund der allseits sichtbaren Unseriosität von selbst erledigt. Tiraden dieser Art, klassische Propaganda, leben davon, dass sie nicht vollständig jeder Wahrheit entbehren, und das ist bisweilen das besonders Perfide. Eine dieser Wahrheiten, auch wenn sie im Artikel nur zwischen den Zeilen auftaucht, besteht im wachsenden Minderwertigkeitskomplex, der wohl in Zeiten der geforderten Marktschnittigkeit allen Literaturwissenschaften aufgedrängt wird. Wir stehen mit dem Rücken zur Wand, in Rückzugsgefechte verstrickt, und scheinen vergessen zu haben, was den gesellschaftlichen Surplus unserer Gegenstände ausmacht. Einige in kurzer Folge dann als Antwort in seriösen Publikationsorganen erschienene Beiträge haben aber angedeutet, wie ein offensiver und selbstbewusster ausgerichtetes Fach argumentieren müsste, um die gesellschaftliche Relevanz, ja die Unverzichtbarkeit der literaturwissenschaftlichen Fächer, hier der Germanistik, ins Bewusstsein zu rufen. Damit hätte Doerrys Attacke am Ende doch noch einen positiven Effekt gehabt.

In der FAZ (7. März 2017) antworteten jene Kollegen, die im Spiegel-Artikel, eine unglaubliche Dreistigkeit, als gefällige Stichwortgeber erscheinen sollten, die sie offensichtlich nicht waren. Als klassisches Manifest zur Verteidigung der Germanistik war der so leidenschaftliche wie ruhige, sich jeder Polemik enthaltende Beitrag von Frauke Berndt in der NZZ (vom 14. Februar 2017) zu lesen, der vor allem auf die größte Stärke der Germanistik verweist, deren Internationalität, und den jeder auf seinem Schreibtisch liegen haben sollte.

Ein zentraler Punkt im *Spiegel*, der vielleicht sogar als geistreiche Sottise erkannt werden, dazu fett gedruckt seine Wichtigkeit signalisieren sollte, war der Vorwurf der hermetischen Sprache. Viele Germanisten hätten sich mit einem „komplexen“ Sprachpanzer versehen, „den nur wenige Eingeweihte durchstoßen können“. Auch hier hat der *Spiegel* einen Stichwortgeber parat, der zu den schärfsten Gegnern dieser „hochgezüchteten Fachsprache“ zu zählen sei: Richard David Precht. Man kann nur für ihn hoffen, dass auch diese Zitate aus dem Zusammenhang gerissen sind. Der Philosoph und promovierte Germanist würde heute seine Dissertation über Musil „komplett umschreiben und alles viel einfacher ausdrücken, das geht nämlich“, so wird er zitiert. „Einfach ausdrücken“ ist das populistische Zauberwort, dabei spekuliert der Autor darauf, dass ein Begriff wie ‚einfach‘ schlicht gar nichts sagt, in den aber jeder das hineinlegen kann, was er gerade hören möchte. Prechts Aussage, wenn sie denn so gefallen sein sollte, ist zum einen banal, zum anderen falsch (was ein philosophisch Geschulter wissen sollte) und biedert sich drittens auf peinlichste Weise bei *vox populi* an. Dissertationen, auch bei den als Gegenbeispiel hochgelobten Historikern, sind nie für ein „breiteres Publikum“ gedacht, sondern haben den Zweck, die Fähigkeit zur eigenständigen Forschung innerhalb eines breiten Methodenspektrums beweisen zu können. Auf dieser Basis dann können Arbeiten für das breitere Publikum entstehen, und niemand würde bestreiten, dass solche Arbeiten zu verfassen, das Fach also in die Breite wirken zu lassen, zu den Pflichten des Geisteswissenschaftlers gehört. Als Beleg für die sprachliche Publikumsferne den Titel eines spezifischen Fachartikels, publiziert in einer hochspezialisierten Fachzeitschrift, heranzuziehen, wie es der Spiegel-Autor macht, ist unseriös. Aber hier liegt sicherlich eine weitere Teilwahrheit verborgen: es ist unbestreitbar, dass die wissenschaftliche Fachprosa, also das präzise (nicht: einfache) Schreiben eleganten Stils einer größeren Pflege bedürfte. Dies mag letztlich auch mit Moden der geisteswissenschaftlichen Disziplinen, die es sicherlich gibt, zusammenhängen. Sich aber einer differenzierten, in die internationalen Gewohnheiten eingebundenen Fachsprache zu bedienen, ist sicherlich als Fortschritt zu begreifen, denkt man an das verbreitete und Tiefe suggerierende Raunen der Germanisten vor 1966, den unsäglichen *Jargon der Eigentlichkeit* auch, mit der so mancher zu verbergen trachtete, wie aktiv er schon in der NS-Zeit war. Die unverständliche Sprache der Germanisten wird

der Ausdifferenzierung des Fachs seit 68 angelastet, der „Geburt der kritischen Germanistik“ (auch das diffamierend gemeint?), als das Fach sich den „Film- und Medienwissenschaften“, sowie der „Ästhetik und Kulturtheorie“ öffnete, auch gender-studies und „dekonstruktivistische Textzertrümmerung“ werden ins Feld geführt. Dass dies alles schon 2 Jahre vor 1968 eingeleitet worden war, weiß Doerry nicht, aber er kann darauf vertrauen, dass die Nennung des Symboljahrs der Studentenrebellion noch immer gewisse Schauer beim Publikum erzeugt. Sieht Doerry denn nicht, in welche Nachbarschaft er sich mit diesen Erklärungen begibt? Die fundamentale Kritik an solcherart Öffnung der Germanistik wurde, seinerzeit noch gegen Marxismus und „falsche“ Sozialgeschichte, gerne von Germanisten mit Vergangenheit wie Friedrich Sengle artikuliert. Die als Koryphäen vergangener Zeiten beweiinten Mayers, Lämmerts, Wapnewskis, die ihre Größe gerade in der Auseinandersetzung mit diesen Traditionen erlangen konnten, haben sicherlich Muster schönster Fachprosa geliefert, wie manch anderer, wer aber ihre literaturtheoretischen Arbeiten liest wird kaum auf die Idee kommen, zum Glück, hier käme das breite Publikum auf seine Kosten. Ob diejenigen, für die Precht seine Arbeit umschreiben möchte, nämlich die natürlich hier auch ins Feld geführten „interessierten Laien“, mit deren Arbeiten etwas anfangen könnten, ist zu bezweifeln.

Aber darum geht es ja auch gar nicht: es soll denunziert werden. Wer in solch verschlüsseltem Jargon schreibe, anstatt „der Liebe“ zur deutschen Sprache zu frönen (arrogant-schnöselig sei diese Sprache, so erneut Precht), nur um sich klüger als andere vorzukommen, nur zum „Distinktionsgewinn“, gehört zur Elite und entpuppt sich so als Feind der breiten Masse. Das sagt er zwar nicht, aber es wird in jeder Zeile wenn nicht suggeriert, doch spürbar. Dass gleichzeitig auch die Studenten als Dummlinge denunziert werden („Schiller war Komponist“), stört offenbar den Autor nicht. Auch das Wort Volk kommt natürlich nicht explizit vor. Zur Denunziation dieser angeblich verschlüsselten Sprache, mit der verhindert würde, dass sich Studenten später einmal „klar und verständlich“ (auf gut Deutsch, möchte man hinzufügen) ausdrücken könnten, muss natürlich ein Fremdwort herhalten: Heteronormativität! Dass man dies in gutem Deutsch genauso präzise ausdrücken könne, das zu behaupten verknüpft sich der *Spiegel* dann doch, aber wer denkt hier nicht an Adornos Bemerkung zu den Fremdwörtern als den „Juden der Sprache“?

Doerry mag die Konsequenzen seiner wenig überlegten Argumentation vielleicht gar nicht erkannt haben. Die Volte am Ende des Artikels versucht zumindest ein wenig von dem zurück zu nehmen, was den Leser bis zu diesem Punkt irritierte, um nicht zu sagen, auf die Palme brachte: wo seien die Germanisten, die sich mit der Sprache der Lüge, mit dem Jargon der Populisten befassen, in den Medien gegen völkische Parolen antreten, so fragt er. Wenn er denn wollte, könnte er viele davon ausfindig machen.

Der Angriff zielte auf den literaturwissenschaftlichen Teil der Germanistik

und auf die Öffnung des Fachs hin auf (in den sechziger Jahren gar nicht mehr so) neue Ansätze, Fragestellungen und Methoden, die in den anderen Literaturwissenschaften längst erprobt waren. Der Schlaf der deutschen Germanistik hatte mehr als 30 Jahre gedauert. Als Doerry seinen Artikel schrieb waren die Verhältnisse längst andere. Nun stand und steht Literaturwissenschaft unter bis dahin nie gekanntem Rechtfertigungsdruck, denn die Fächer schaffen es nicht, der Öffentlichkeit zu erklären, worin ihr besonderer – letztlich auch ökonomischer – Mehrwert besteht. Wenn allenthalben ihre Legimität unter den Vorzeichen des wirtschaftlichen Nutzens infrage gestellt wird, steht sie zwar an der Seite aller Geisteswissenschaften in Zeiten radikalisierter kapitalistischer Marktideologien, doch scheinen die Wissenschaften der Literatur stärker bedroht, als andere, und dies im internationalen Rahmen. Zuerst trifft es die Fremdsprachen-Literaturen, in vielen Fällen, indem man sie in den *cultural studies* entsorgt, oder es zumindest versucht. Um aber den Blick zurück auf die Germanistik zu richten: In vielen Ländern besteht sie als akademische Disziplin zunehmend nur noch als germanistische Linguistik, oft in wirtschaftswissenschaftlichen Departments untergebracht. In Italien wurde sie, wie auch die anderen Fremdsprachenphilologien, zu Beginn des Jahrtausends in zwei unabhängige Fächer aufgeteilt, von denen allein der sprachwissenschaftliche Teil sich ernsthafte Überlebenshoffnungen machen kann.

Wäre es abwegig, an die Gefahr zu denken, die Literatur noch immer wohl für die Macht bedeutet? Die Weltliteratur bewahrt nichts weniger als das kollektive Gedächtnis der Menschheit, und so, wie es dort greifbar wird, kann kein anderer Texttyp auch nur annäherungsweise Vergleichbares vermitteln und bewahren. Keiner kann auf ein Instrument verzichten, das es ihm erlaubt seine eigene Erfahrung mit denen vergangener Zeiten zu vergleichen, um vielleicht dadurch erst auf das Unabgeholte der (aktuellen) Geschichte aufmerksam zu werden. Ohne die literaturwissenschaftliche Arbeit, die für jede Generation aufs Neue beginnen muss, ist dieses Gedächtnis verloren. Die Literaturwissenschaft hat die Aufgabe, die Werke zugänglich zu halten. Wer glaubt, wie verschiedentlich zu hören ist, Werke vergangener Zeit ins heutige Deutsch zu „übersetzen“ (für Grimmelshausen ist das schon geschehen, bald ist der *Faust* dran, und auch Hesses *Unterm Rad*, so empfahl kürzlich die FAZ, wäre in vereinfachter Form Heutigen leichter zugänglich), um sie einem breiteren Publikum verständlich zu halten, irrt und tappt dabei in die Falle der Marktlogik. Dazu brauchte es gewiss keine Literaturwissenschaft, aber dies wäre der schnellste Weg, dieses kollektive Gedächtnis definitiv zu eliminieren. Was Ray Bradbury 1953 in den Vereinigten Staaten ahnte und Truffaut 1966 im Film (*Fahrenheit 451*) eindringlich wiederholte: ist es so undenkbar anzunehmen, dass die Literatur als Störenfried beiseite geräumt werden soll, wenn die Literaturwissenschaft als unnütz schrittweise abgeschafft wird?

Was ist zu tun? Die Internationalisierung der Germanistik ist weit fort-

geschritten. Sie muss zu dem stehen, was seit den sechziger oder siebziger Jahren unermüdlich gefordert wird, vom Fach selbst: sich von der Vorstellung, Nationalliteratur zu sein, definitiv zu verabschieden. Hin zu „einer Wissenschaft von Texten und nicht von Nationen“ war das Programm der Konstanzer Reformatoren um Jaub und Iser. Die sog. „öffentliche Meinung“ scheint dies noch immer nicht wahrgenommen zu haben, nimmt man Doerrys Artikel als Beispiel. Die Germanistik als Literaturwissenschaft muss den Kontakt und den Schulterschluss mit anderen Literaturwissenschaften suchen, die den gleichen Angriffen ausgesetzt sind, und wenn in Deutschland die fremdsprachigen Literaturen an den Universitäten immer mehr in Bedrängnis geraten, dann muss die Germanistik als erste ihre Stimme zum Protest erheben.

Vor allem aber muss sie darauf zielen, Bedeutung im gesamtgesellschaftlichen Diskurs zu gewinnen, zurückzugewinnen. Die Diskussionen der Sechziger und Siebziger Jahre haben auf der einen Seite die Relevanz der Germanistik demonstriert, eben weil sie den Methodenpluralismus, die Vielfalt der Perspektiven zu ihrer Basis gemacht hat, ohne dabei ihren traditionellen ästhetischen Gegenstand, die „große“ Literatur aufzugeben, die ja genau dadurch wieder die vielen Werken aller Zeiten innewohnende Relevanz sichtbar, erfahrbar machen konnte. Die bisweilen radikale Entgrenzung des Text-, ja des Literaturbegriffs und die Bewahrung des literarischen Textes auf der anderen Seite, die Re-Philologisierung mussten nie als Gegensatz begriffen werden. Was Voraussetzung, Funktion, historische Relevanz und, ja: Nützlichkeit der „Literatur“ angeht, sind seit diesen Jahrzehnten in der Germanistik sowie in den angrenzenden Literaturwissenschaften alle Bedingungen erfüllt, den eigenen Gegenstand offensiv zu vertreten, den Wert der Literatur durch deren literaturwissenschaftliche Vermittler ins Zentrum der gesellschaftlichen Debatte zurückzuholen – woraus Literatur wohl allenthalben verschwunden ist. Durch Schuld der Literaturwissenschaft, wie auf der anderen Seite, eben auch aus den Fächern heraus behauptet wird?

Das Beklagen der Krisenphänomene und die Schuldzuweisung an die eigene Zunft sind in den letzten Jahrzehnten häufig zu hören gewesen, um „Positionen und Perspektiven nach der ‚Theoriedebatte‘ auszuloten, wie es 1992 der Untertitel eines Bandes mit Tagungsbeiträgen, herausgegeben von Lutz Danneberg und Friedrich Vollhardt formulierte. 1996 veröffentlichte Helmut Arntzen „Sinn und Unsinn der Germanistik“, was einem allseits gehörten Paukenschlag gleichkam. 2005, in einem Band zu „Literaturwissenschaft als kritische Wissenschaft“, um nur einige zu nennen, versuchte Stefan Neuhaus zu „Misere und Möglichkeiten“ der vor allem germanistischen Literaturwissenschaft deren Probleme innerfachlich zu benennen. Statt Relevanz nachzuweisen organisierten sich die Germanisten als Elite, aber vor allem sei einer stärker werdenden, Elitebildung organisierende Szientifizierung ein gutes Maß der Schuld zuzuweisen. Was Neuhaus, in Bezug auf Bourdieu, damit sagen will

ist zwar nachvollziehbar, aber er wird damit auch zum Stichwortgeber für Angriffe der Art, wie Doerry sie gefahren hat. Wenn er weiter konstatiert, die Zunft habe ein Starsystem ausgebildet, welches seit geraumer Zeit nur noch aus Theoriezirkeln gespeist werde, dann klingt das eben doch wieder, wie die oft gehörten Rituale akademischer Selbstgeißelung, bei denen man sich durchaus darfen darf, ob sie denn ernst gemeint sein können.

Allerdings gab es auch bisweilen aus dem Fach selbst Angriffe, die nur als Empfehlung begriffen werden konnten, die literaturwissenschaftliche Germanistik abzuschaffen. Ausgerechnet ein Autor grundlegender germanistischer Werke, Heinz Schlaffer, der seinerzeit an der Universität Stuttgart lehrte, wollte mit dem 2002 bei einem der wichtigsten literarischen Verlage, Hanser, erschienenen Bändchen *Die kurze Geschichte der deutschen Literatur* dem Fach den Todesstoß versetzen. Nicht nur, indem er allein die Phasen von 1770 und 1830 sowie von 1900–1950 gelten lassen wollte und der deutschsprachigen Literatur der 1000 Jahre zuvor und der 50 Jahren danach jegliche Bedeutung und Originalität absprach. Er empfahl auch, da angeblich nur noch Spezialisten die ausgesonderten Jahrhunderte rezipierten und darüber allein für andere Spezialisten publizierten, das Geschäft einfach ganz einzustellen, ihm, wie der Titel seiner Publikation zu suggerieren schien, kurzen Prozess zu machen. Bemerkenswerterweise war in nicht kleinen Teilen der öffentlichen Meinung ein Schrei der Entrüstung zu vernehmen. Im Fach selbst schien Wohlwollen vorzuherrschen, wurde ihm gerne die vermeintliche Provokation attestiert, die es nicht war. Es ging dort um das, was etwa in der FAZ oder im Deutschlandfunk konstatiert wurde: „Das Ressentiment, stets zur Stelle, wenn es der Germanistik eins auszuwischen gilt, jauchzte reklamewirksam auf“, war am 19.3.2002 in der FAZ zu lesen. Entschiedener der Kommentar von Jochen Hörisch am 21.4.2002: Der Grund, warum Schlaffer sich „populären Irrlehren“ anschließe, müsse endlich einmal benannt werden. Schlaffer segele „auffallend unprovokant im jubelnden mainstream“. Hörisch schloss daraus: die „universitäre Literaturwissenschaft weiß offenbar nicht mehr, wozu sie eigentlich dient. Auch deshalb neigt sie oft dazu, ihr Problem zum Problem ihres Gegenstandes (also zu dem der sogenannten schönen Literatur) zu erklären“. Und weiter, es gäbe „hochrelevante literaturwissenschaftliche Forschungsfelder, die nicht von vorneherein massentauglich sind, die aber durch eine geglückte Literaturwissenschaft öffentlich werden könnten“. Und diese Felder finden sich natürlich auch in den frühen Jahrhunderten der deutschsprachigen Literatur. Besonders absurd war dazu noch die pauschale Verdammung aller Literatur, die nach 1950 in deutscher Sprache produziert wurde. Ohne Ausnahme.

Mögen viele dieser Selbstanklagen, einmal von Schlaffer abgesehen, ihre guten Gründe haben, so darf bezweifelt werden, dass sie der Marginalisierung der Literatur im gesellschaftlichen Diskurs entgegenarbeiten, die ja mehr oder weniger unausgesprochen der eigenen Wissenschaft, der Literaturwissenschaft

angelastet wird. Marcel Lepper, in einem Beitrag von 2012, wie nach 1945 eine Geschichte der Germanistik geschrieben werden könne, benennt das Dilemma mit der rhetorischen Frage: „Pluralität oder Methodenüberbietungshektik? Reichtum oder Unübersichtlichkeit?“ Eine Frage des Standpunkts. Wenn das Fach, wie larmoyant auch immer, die pessimistische Sicht wählt, betreibt es die eigene Marginalisierung. Dass es um Pluralität und Reichtum geht, muss offensiv in die gesellschaftliche Debatte hineingetragen werden, wenn der Marginalisierung der Literatur begegnet werden soll. Es muss der Eindruck vermieden werden, die verschiedenen Betrachtungsweisen schlössen sich aus. Literatur kann nicht auf eine historisch-funktionale (also heteronome) Betrachtungsweise verzichten, aber eine solche kommt hinwiederum ohne die autonome nicht aus. Literatur in die gesellschaftliche Debatte zurückbringen heißt dabei nicht unbedingt, Literaturwissenschaftler sollten sich zu politischen Themen äußern und als operative Intellektuelle im Tagesgeschäft präsent sein. Sie müssen nur alles unternehmen, sich mit Beiträgen Gehör zu verschaffen, welche die Ergebnisse ihrer Anstrengungen im notwendigerweise hoch verwissenschaftlichten akademischen Betrieb als gesellschaftlich relevant einem nichtwissenschaftlichen Publikum vorlegen, was nichts mit Vereinfachung oder Popularisierung zu tun hat. Dann wird eine internationale, interkulturelle und sich der Literatur verpflichtet wissende Germanistik/Literaturwissenschaft sich aus jeder Legitimationskrise befreien.